

117/B/30B-3

DR. MARGRETE BOSE.

Professorin der Universität von La Plata.

WAS
ICH
IN
DEUTSCHLAND
GESEHEN
HABE.

Kriegs- und Waffenstillstandserinnerungen.

WEIHNACHTEN 1919.

Preis: 30 Centavos

VERLAG "NEUE ZEIT"

BUENOS AIRES.

CASILLA CORREO 228.

Liber

Libertas

MF/B/B0B-3

DR. MARGRETE BOSE.

PROFESSORIN DER UNIVERSITÄT VON LA PLATA.

W A S

I C H

I N

D E U T S C H L A N D

G E S E H E N

H A B E.

Kriegs- und Waffenstillstandserinnerungen.



W E I H N A C H T E N 1 9 1 9.

Preis: 30 Centavos.



VERLAG "NEUE ZEIT"

BUENOS AIRES.

CASILLA CORREO 228.

VORWORT

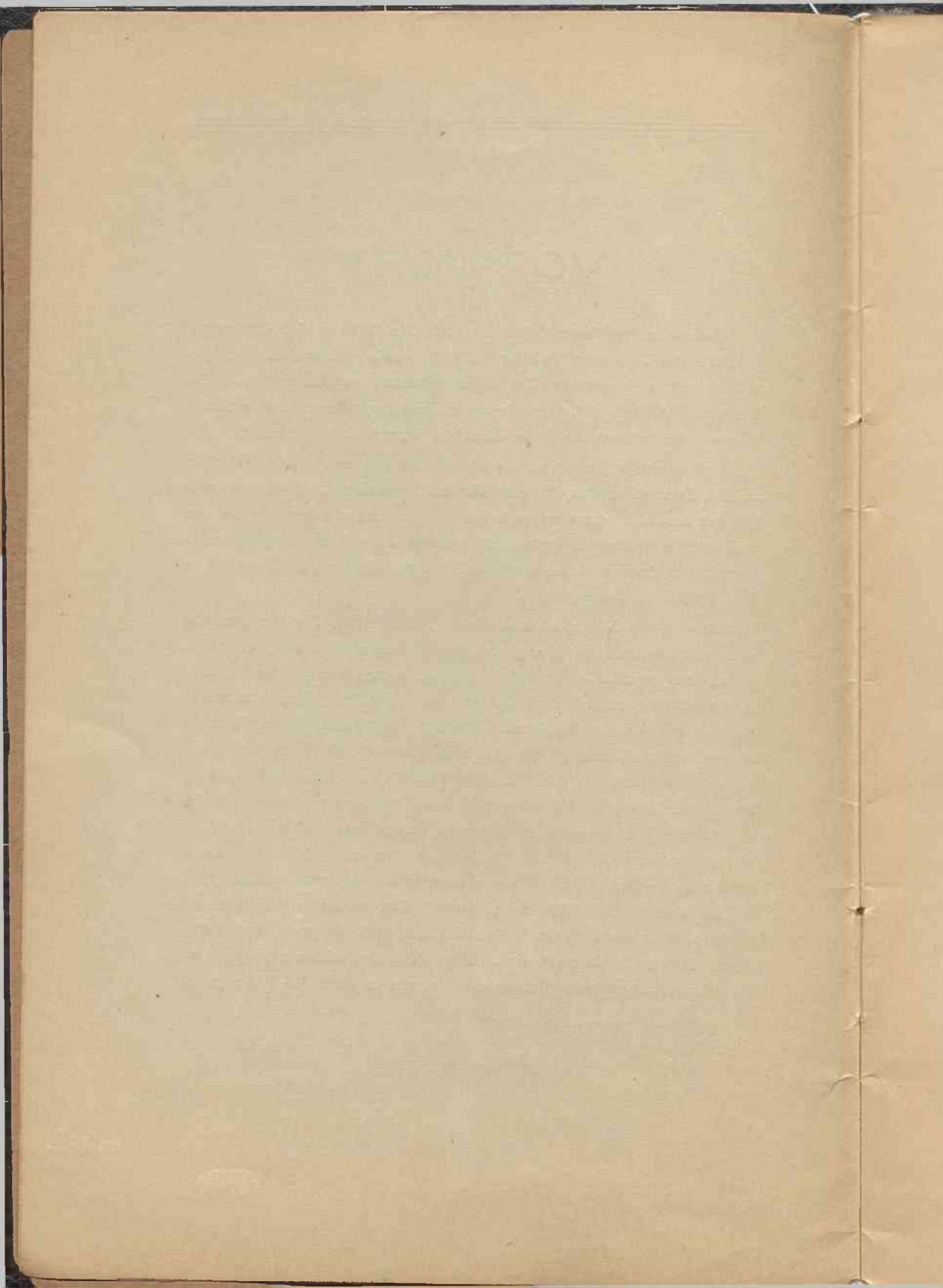
Nachstehender Vortrag, den ich Ende Mai 1919 in der Ortsgruppe La Plata des Deutschen Volksbundes hielt, wurde auch von einer Tageszeitung mit geringfügigen Kürzungen gebracht, erschien später in der Zeitschrift "Nosotros", ferner in einer Separatausgabe unter dem Titel: "Lo que he visto en Alemania durante y después de la guerra".

Die nunmehrige Broschüre, die ich den Landsleuten, sowohl wie allen anderen Deutschlesenden, die sich für uns interessieren, unterbreite, enthält mit Ausnahme der wenigen Zeilen, in denen ich auf das Interesse der Alliiertenpresse für die Verbreitung einer jeden, von den rechtstehenden Parteien Deutschlands herrührenden Nachricht hinweise, nur, was ich in dem erwähnten Vortrag sagte.

Mein tiefes Mitgefühl und meine Bewunderung für das deutsche Volk ausgenommen, wird es jedem Leser unverkennbar sein, wo meine politische Sympathie liegt. Jedoch muss ich sagen, dass mir die Wahrheit über alles ging, als ich diese Eindrücke der vier Kriegsjahre zusammenstellte. Es lag mir nichts daran, Mitleid und wohl noch weniger Wehleid zu erwecken und, eine gewisse politische Kurzsichtigkeit, die sich darin äussert, die Sehnsucht der deutschen Heimat nach Ruhe und Ordnung als den Ausdruck des Wunsches nach den ehemaligen politischen Zuständen hinzustellen, kann ich nicht teilen. Längst war das deutsche Volk reif geworden, unter modernen politischen Formen zu leben und es ist trotz aller Gegensätze, die in einem so grossen Volke unvermeidlich sind, in den Jahren nach 1870 zu einem Volke, zu einer Nation verwachsen, wenn es auch im Volke Schichten gibt, die sich ihres Volkstums nicht recht bewusst sind. Möge sich Deutschlands Jugend um die schwarz-rot-goldenen Banner scharen, wie es einst die Väter getan.

La Plata, im November 1919.

M. Bose.



Bei meiner Rückkehr aus Deutschland (Mitte April 1919) ist es mir aufgefallen, dass sich die Landsleute hier die Deutschen drüben noch ähnlich wie vor dem Kriege vorstellen. Es konnte wohl auch kaum anders sein, weil sie den Umschwung, der sich in den letzten Jahren im deutschen Volke vollzogen hat, nicht haben durchmachen können. Sie haben es nicht miterlebt, wie das stolze, sichere Gefühl: "Wir schaffen es! Wir halten durch!" allmählich verschwand und wir alle einsahen: Alle unsere Leiden und Opfer sind vergebens gewesen.

Wie wohl diese entsetzliche Einsicht zu Stande kam? Nun gut, jetzt, wo alles vorbei ist, kann man es, von einem Gesichtspunkte aus, wohl in Kürze so schildern:

Ein Grund zu Deutschlands Zusammenbruch ist darin zu suchen, dass die kaiserliche Regierung, nachdem Russland besiegt war, sehr viel Kraft darauf verwandte, die freiheitlichen Strömungen in Oesterreich, Polen, Finnland und Russland zu bekämpfen. Das österreichische Kaisertum durfte nicht stürzen, Polen und Finnland sollten, entgegen dem Wunsche der Volksmehrheit, zu Königreichen gemacht werden und von der Ukraine aus wurde die Freiheit im Innern Russlands bekämpft.

Es wäre doch vielleicht ganz anders gekommen, wenn ein demokratisches Deutschland, verbunden mit einem kraftvoll neugestalteten Oesterreich, mit den Republiken Polen und Finnland und gestützt durch die Freundschaft des Soviet-Russlands sich mit all der gewaltigen Kraft, die seine Heere nach den vier Kriegsjahren noch besaßen, gegen Frankreich gewandt hätte.

Da man nachher sah, in wie wenigen Tagen Monarchien und Fürstenthümer aus Deutschland weggefegt wurden und wie sie jetzt vergessen sind, als Dinge, über welche es sich nicht lohnt Worte zu verlieren, versteht man ja freilich besser, warum so viel Kraft auf die Bekämpfung der für die Machthaber bedrohlichen Bewegungen angewandt wurde. Historiker und Politiker werden uns einst die Erklärung dafür geben.

* * *

Im Juni 1915 kam ich über die holländische Grenze nach Deutschland. Italien war damals eben in den Krieg eingetreten. Den Tag der Kriegserklärung erlebte ich an Bord eines italienischen Dampfers vor Dakar. Anfangs herrschte grosse Begeisterung und dann bange Sorge der österreichischen Tauchboote im Mittelmeer wegen. Auf Grund eines englischen Befehles lief der Dampfer den Hafen von Gibraltar an, ebenso wie der holländische Dampfer, mit dem ich von Vigo nach Amsterdam fuhr, auf englischen Befehl den Hafen von Falmouth anlaufen musste und noch nachher sechs Tage auf der Rhede von Deals ankerte. Vom Liegeplatz aus sah man über der Wasserfläche die Mastspitzen eines gesunkenen englischen Wachtschiffes. Um uns herum lagen Schiffe aller Nationen, den Befehlen Englands unterworfen.

In tiefster Nacht und bei dichtestem Nebel dampften wir von dort aus durch die Minenfelder nach Holland. Im Salon vor den Kabinen lagen in Reihen die Rettungsgürtel, vorn leicht kenntlich durch Farben die kleineren für Kinder.

In Falmouth wurde ein Chilene deutscher Abstammung von den Engländern heruntergeholt. Eine Frau, die mit ihrem Kinde zu ihren Eltern nach Deutschland fuhr erzählte, dass ihr Mann, den man gleichfalls vom neutralen Schiff heruntergeholt hatte, seit einem halben Jahr in England gefangen sass.

Wie sah es nun in Deutschland aus? Nicht anders als früher, oberflächlich betrachtet. Man glaubte damals schon, wenigstens hatte ich geglaubt, dass im Innern Deutschlands keine Männer und Zugtiere zu sehen sein werden. Es war nicht so und wurde auch nie so. Männer waren bis zum letzten Augenblick genügend zu sehen und völlig entblösst von Pferden war das Land bis zum letzten Kriegstage auch nicht.

Was die Lebenshaltung im Innern Deutschlands anbetrifft, kann man wohl sagen, dass die Zivilbevölkerung bis zum Frühjahr 1916 keine Aenderung in ihren Lebensverhältnissen erfuhr. Das heisst: Strassen- und Eisenbahn, sowie Post- und Frachtverkehr funktionierten wie gewöhnlich. Ab und zu wurde für einen oder mehrere Tage Post- und Bahnsperre verhängt, jedoch konnte man Ausflüge und Ferienreisen unbehindert machen. Bis dahin traten auch keinerlei Ernährungsschwierigkeiten auffällig zu Tage.

Überall sah man Feldgräue und alle Gedanken waren auf den Krieg gerichtet.

Auf dem Hamburger Bahnhof fiel mir der erste Invalide auf; es war ein kräftiger, sonnengebräunter Landmann, der den rechten Arm verloren hatte. Mir gegenüber sass eine blutjunge Kriegswittwe. Ihre Bluse war mit dem eisernen Kreuze ihres Mannes zusammengesteckt.

An einer kleinen Station nahm ein Landwehrmann Abschied von Frau und Kindern. Er war klein und unausnehmlich in der grauen Bekleidung und hatte das frühzeitig gealterte Gesicht eines Arbeiters vom Lande. Sie war blond und schlank; still stand sie mit ihren drei Kindern vor dem Wagenfenster. Als sich der Zug in Bewegung gesetzt hatte, blieb er lange mit Tränen in den Augen am Fenster stehen.

Auf dem Wege nach Danzig hielt ich mich eine Zeit lang in einer kleinen Stadt Thüringens auf. Es war zur Zeit, als der Vormarsch nach Russland stattfand. Wenn wir nachmittags vor den Toren spazieren gingen und die Glocken zu läuten begannen, dann jubelte der alte Herr, der neben mir herging: "Wieder ein Sieg!" In der Stadt wurde geflaggt und die Kinder bekamen einen schulfreien Tag.

In Danzig blühten Rosen und Hollunder. Durch die grüne Pracht des Hochsommers zog sich um die Stadt herum ein breiter Gürtel von Stacheldrahtverhauen, als Erinnerung daran, wie nahe die Russen an der Stadt gewesen waren. Die mächtige, mehrere Kilometer lange Allee, gebildet von vier Reihen prachtvoller Linden, die von Danzig nach dem Vorort Langfuhr läuft, war schon zur Sprengung und zum Umhauen verurteilt gewesen und wurde nur dadurch gerettet, dass einer der Danziger Bürger sich verpflichtet hatte, die Bäume in einer Nacht umlegen zu lassen, wenn es nötig werden sollte. Im nächsten Sommer wucherten üppige Wiesenkräuter über die Drahtverhaue; im Sommer 1917 wurden sie entfernt. Laternen und Strassenbahnlichter, die von der Danziger Bucht aus gesichtet werden konnten, waren abgeblendet.

Freunde erzählten mir von den ersten Kriegstagen, von der Begeisterung und der Zuversicht. Sie schilderten auch, wie sie alles zur Flucht vorbereitet hatten, im Falle die Russen Danzig überfluten sollten. Sie hätten zu Fuss flüchten müssen. Ferner berichteten sie, wie dann der Handel ausgesetzt hatte. Es hatte Tage gegeben, an welchen man keine Streichhölzer, keinen Zucker und Soda kaufen konnte. Wenn dann

wieder Zufuhr eintrat, kaufte man auf Vorrat. Der Krieg würde ja doch vielleicht bis Weihnachten dauern.

Auf der Hochschule war es still, die Studenten waren durchwegs im Felde. In der Vorhalle hing eine grosse, weisse Tafel mit den Namen der Gefallenen. Ueberall wurden Lazarette eingerichtet und überall war die Flagge des roten Kreuzes zu sehen. Ausser allen schon vorhandenen Kliniken und Krankenhäusern waren viele Schulen und kommunale sowie staatliche Erziehungsanstalten, christliche Vereinshäuser und Wirtschaften aller Art, kurzum alle Lokale, die sanitäre Einrichtungen für grössere Menschenmengen besaßen, belegt worden.

Im Verhältnis zu Friedenszeiten war es jetzt sehr teuer, ein Haus einzurichten und ebenso kostspielig es zu führen. Noch war auf dem Markte Gemüse, Fleisch und Fisch wie gewöhnlich zu haben, aber vor den Verkaufsräumen herrschte bereits ein ungewöhnlicher Andrang als Zeichen der beginnenden Knappheit, die schnell zunahm. Im Laufe des Herbstes verschwand das Fleisch bereits ganz vom Markte. Zwar gab es noch etwas beim Schlächter, jedoch nur für die Stammkundschaft, unter denen dann die grösseren Häuser ihren Bedarf vorweg erhielten. Von Mitte Januar 1916 bis Anfang Mai habe ich für meinen Haushalt kein Gramm Fleisch mehr kaufen können. In diesem Zeitpunkte führte man in Danzig, etwas später als in vielen anderen Städten, die Fleischkarte ein. Wir bekamen dann alle etwas Fleisch. Ich erinnere mich nicht mehr, wie viel es war, etwa 300 Gr. pro Kopf und Woche. Die Freude war natürlich nicht allzugross bei denen, die bisher wie gewöhnlich gelebt hatten. Zu Friedenszeiten sassen auf dem Markte zwei Reihen Fischfrauen mit ihren Körben, in denen "Pomuckel", eine Art Dorsch oder Flundern mandelweise auf einer Weidenrute aufgereiht, auf frischem Seegras einladend geordnet, den Käufern angeboten wurden. Dieses Bild wechselte schnell. Anfänglich konnte man des Andrangs wegen nur nach langer Wartezeit an die Verkaufsstände herankommen. Später kamen die Fischfrauen überhaupt nicht mehr. Hin und wieder sah man einige, deren Körbe im Augenblick leer waren. Schon standen Frauen aller Gesellschaftsklassen und Dienstmädchen am Bahnhof und warteten Stunden vorher auf die Züge, die von Fischerdörfern in Langfuhr einliefen. Der Markt ist nahe am Bahnhof und wenn sich ein paar Frauen mit Fischen zeigten, begann das Stossen und Drängen, das natürlich zu

nichts anderem führte, als dass der Verkauf sehr langsam von Statten ging. Ganz in derselben Weise ging es bei den Bauernwagen zu, die Kartoffeln brachten und in gewöhnlichen Zeiten alle Seitenstrassen um den Marktplatz herum füllten. Auch diese Wagen blieben schliesslich ganz fort. Stadt und Kommune mussten helfend und ausgleichend eingreifen, und zur Brotkarte, die sich schon so ausgezeichnet bewährt hatte, kamen Fisch- und Kartoffelkarten hinzu.

Nach und nach geschah dies im Laufe des Jahres mit nahezu allen Lebensmitteln, so dass fast keine Nahrungsmittel im freien Handel zu haben waren, als ich im März von Danzig abreiste. Was das heisst, auf solche Weise von Rationen zu leben, muss man miterlebt haben, da man es sich einer Beschreibung nach nicht recht vorstellen kann.

Jeder Bericht der obersten Heeresleitung wurde von den Zeitungen sogleich durch Maueranschläge bekannt gegeben. Man freute sich über die Siege und Fortschritte in Russland. Man war sicher, dass die feldgraue Mauer im Westen allen Angriffen trotzen würde bis der Tag kam, an dem es wieder, diesmal mit totsicherem Erfolge, gegen Frankreich gehen würde. Die Zeitungen brachten grosse, in Einzelheiten gehende Karten, nach denen man den Begebenheiten auf allen Fronten folgen konnte. Als es aber im Frühjahr und Sommer 1917 immer und immer wieder monatelang hiess: "Heftiges Artilleriefeuer in Flandern", ohne dass es zu einer Offensive kam, die irgend zu einer Entscheidung führte, da konnte sich wohl niemand des Gefühls erwehren, dass es ewig nicht so weiter gehen konnte. Jedoch lauteten zwölf Monate später die Maueranschläge immer noch: "Heftiges Artilleriefeuer in Flandern".

Der Krieg wurde zur Gewohnheit, aber die Not wuchs. Weiter und weiter schritten Deutschlands Heermassen, jedoch in der Heimat wurden nun schon die Metallgeräte der Haushaltungen, die metallenen Einrichtungsgegenstände der Häuser, die Kirchenglocken beschlagnahmt. Wehmütig vernahmen wir das letzte Läuten unserer Glocken. In der Kirche, zu der ich gehörte, blieb nur eine kleine, eiserne Glocke allein zurück.

"Denke nur, wenn sie uns eines Tages den Frieden einläuten wird", sagten wir zueinander, wenn wir ihr schwaches Stimmchen hörten.

Es wurde verboten, Tischwäsche in den Wirtshäusern zu benutzen und Handtücher in den Badeanstalten zu liefern. Wäsche für Säuglinge wurde durch freiwillige Spenden zusammengebracht. Es kam zwar

nicht soweit, jedoch bin ich wohl nicht die einzige Hausfrau gewesen, die vor ihren kleinen Schätzen ererbter Tischwäsche gestanden hat und sich klarmachte, dass der Tag kommen würde, an dem sie für die Lazarette eingefordert werden würden. Was das deutsche Volk alles geopfert hat und freudigen Herzens, muss man gesehen haben, um das recht zu würdigen. Wenn es arm und ausgeplündert aus dem Kriege hervorgeht, so soll man nicht vergessen, dass die Heimat immer mit vollen Händen gab, solange etwas zu geben da war. Entbehrliches und Unentbehrliches, Kleider, Geld und Nahrungsmittel gab man, und es darf nicht vergessen werden, dass die Heimat nur das Wenigste und auch dies erst zuletzt erhielt. Von vornherein wurde alles für die Millionenheere, für Lazarette und Gefangenenlager beschlagnahmt, und nur was übrig blieb, wurde dann unter die Bevölkerung verteilt.

Man muss Tag für Tag, während dieser Jahre, die langen Reihen von Kindern, Greisen beiderlei Geschlechts und die jungen Frauen gesehen haben, um die Bitterkeit zu verstehen, die einen ergreift beim Anhören von Redensarten über "Durchhalten bis zum Aeussersten" und "letzten Verzweiflungskampf". Jene, die noch so sprechen, haben ihrem hungrigen, durchnässten, halb erfrorenen Jungchen die Hände nicht warm reiben müssen, wenn es, nachdem es nach vielstündigem Warten mit einer knappen Ration Milch und gar oft ohne diese nach Hause kam. Sie haben die bleichen Gesichter der jungen Frauen, die fest in ein Tuch gehüllt, ihren Gedanken den langen Stunden nachhingen, blind und taub für das Treiben um sie herum, nicht gesehen.

Das deutsche Volk hat durchgehalten bis zum Aeussersten. Und was hat es zum Danke für seine beispielelose Opferwilligkeit und seinen Opfermut gehabt? Die Waffenstillstandsbedingungen waren solche, wie sie eben für Besiegte gestellt werden. Wo sollten denn unsere Heere, die ja schon seit Wochen auf dem Rückzug waren, denn standgehalten haben, da sie geschlagen worden waren. Wenn es ziemlich ist, in diesen Augenblicke eine Anklage zu erheben, dann muss sie gegen eine Regierung erhoben werden, die mit einem solchen Volke nichts zu Stande brachte, muss sie erhoben werden gegen ein System, das die gebildete Schicht eines Volkes aus den Schulen entlässt ohne jegliche Kenntnis der Politik und der politischen Regungen, ja noch schlimmer, das, wie es in dem grössten deutschen Bundesstaat der Fall war, es den Lehrern

der höheren Schulen direkt zur Pflicht macht, alle modernen sozialistischen Anschauungen mittels des Geschichtsunterrichts systematisch zu bekämpfen.*) Kann es da Wunder nehmen, dass in Deutschland nicht, analog mit den Begebenheiten in anderen Staaten derselben Kulturstufe, vor 20—30 Jahren eine starke Schwenkung nach links erfolgt ist? Künstlich in seiner Entwicklung gehindert, wie es das deutsche Volk durch diesen unverantwortlichen Eingriff in seine Entwicklung gewesen ist, hat es jetzt den so unlogisch erscheinenden Sprung vom Kaisertum von Gottes Gnaden bis zur ersten sozialistischen Republik getan. Meines Erachtens ist das, was geschehen, doch ein ganz logischer Vorgang, nur ist die Zwischenstufe der beiden erwähnten Regierungsformen, das wirklich konstitutionelle Herrschertum, nicht zur Entwicklung gekommen, und deswegen fehlt die Generation der in der Politik bewanderten Männer, die anderen Ländern zur Verfügung stehen. Sie fehlten beim Ausbruch der Revolution und sie fehlen noch heut. Seit dem Frühjahr 1916 war es zweifellos, dass die Revolution vor der Tür stand. Ein jeder Mann aus dem Volke sagte frei heraus: Wenn der Krieg vorbei ist, beginnen wir die Revolution. Der Rückzug in Frankreich war Tatsache geworden, infolgedessen kam nun die Revolution.

Längst waren die Sturmzeichen vorhanden. Man begann bereits im Winter 1917|18 zum Volke zu reden. Der Kaiser hielt in Essen eine grosse Arbeiterversammlung ab, nach der er sich auf Grund seiner Rede versprechen liess, bis zum Aeussersten durchzuhalten. Bekannte Politiker der Regierungspartei sprachen hie und da in öffentlichen Versammlungen. Hertling wurde Reichskanzler. Von ihm wusste man, dass er als Politiker unangenehm war; das deutet immer auf eine starke Persönlichkeit; jedoch er war bereits alt. Auch Max von Baden konnte die Rettung nicht bringen, obwohl seine erste Proklamation zweifellos die rechten Töne anschlug; aber diese Töne hätte man viel früher hören müssen.

Im Grossen und Ganzen betrachte ich die Sachlage folgendermassen:

Der Kaiser versprach, Preussen eine freie Verfassung zu geben.

*) Siehe Lehrpläne und Lehraufgaben für die höheren Schulen in Preussen von 1901, S. 48.

Unendlich sich hinziehende Verhandlungen bewiesen, dass die Konservativen eine solche unter keinen Umständen zugeben wollten.

Im Frühjahr schritten unsere Heere in Frankreich glänzend vorwärts. Die 9. Krieganleihe wurde mit grossem Erfolge gezeichnet und die regierende Kaste beantwortete diesen Siegeswillen und Kundgebung zum Durchhalten im Heere und in der Heimat damit, dass sie das preussische Wahlrecht unter den Tisch fallen liess und es damit dem Kaiser unmöglich machte, sein verpfändetes Wort einzulösen.

Die Offensive ebte langsam ohne Resultat ab. Wenn man alle die umherschwirrenden Gerüchte über Eifersucht zwischen dem deutschen Kronprinzen und Ludendorff, über Verrat u.s.w. bei Seite lässt, ist der Vorgang vollkommen logisch durch die nunmehrige Uebermacht der alliierten Heere an Mannschaften und Material erklärlich. Im März 1918 hatten Frontsoldaten mir berichtet, dass die Alliierten je dreissig unserer Schüsse mit je dreihundert ihrerseits beantworteten.

Kühlmann, der damalige Staatssekretär des Aeussern, sprach während der Verhandlungen mit Russland die ersten modern-politischen Worte, die man von der Regierung je zu hören bekam, als er darauf aufmerksam machte, dass es unmöglich sein würde, dem Krieg mit Waffengewalt ein Ende zu machen. Jedoch die Konservativen und Alldeutschen überschrien seine Worte.

Auf der Westfront fing der Rückzug langsam an. Im September folgte der verlustreiche übereilte Rückzug am Balkan, da die Bulgaren nicht mehr mittun wollten. Hier rückten Engländer und Franzosen auf den, von den Deutschen bis an Griechenlands Grenzen ausgebauten prachtvollen Heeresstrassen und Brücken, mit deutschem Material ausgeführt, vor, während unsere Heere über die unwegsamen Bergpfade flüchten mussten. Einer meiner Kollegen befand sich zwischen einem Heereshaufen von mehreren tausend Mann und einer Automobilkolonne. Kein einziges Automobil und nur wenige Mann kehrten davon zurück.

Zu genau derselben Zeit konnten die Alldeutschen in ihrer Presse und ihren Versammlungen nicht laut genug auseinandersetzen, was dem geschlagenen Feind nicht alles auferlegt werden müsste, dass wir Belgien und Nordfrankreich behalten müssten, konnten nicht aufhören, auseinanderzusetzen, dass Länder, in die sie die deutsche Kultur getragen hätten, wie das Baltikum, deswegen ihnen gehören müssten. Diese Ton-

art haben wir später von den Siegern getreulich wieder zu hören bekommen. Fluch über die, die derartiges über unsere Friedensbedingungen hinausposaunten.

In Danzig sah man erstaunlicherweise im September 1918 30.000 junge Soldaten in neuen Uniformen und nagelneuem Lederzeug, als wie am ersten Kriegstag. Sie wurden in Bürgerquartiere gelegt und drei Wochen später nach — — Finnland verschifft, um die revolutionären Strömungen dort zu bekämpfen!!

Auf dem Balkan jedoch verbluteten inzwischen unsere flüchtenden Truppen und an der Westfront gaben wir Schritt für Schritt das Gelände preis, das das edelste Blut gekostet hatte.

Beim Ausbruch der Revolution habe ich mich in Danzig aufgehalten. Rede-, Presse- und Versammlungsfreiheit war während des Krieges vollständig aufgehoben worden. Daher war man erstaunt, als eines Tages grosse Maueranschläge, vom Danziger Generalkommando unterschrieben, die Bevölkerung benachrichtigten, dass am nächsten Tage eine vom Generalkommando erlaubte, politische Versammlung stattfinden würde. Da die Einberufer sich dafür verbürgten, dass keine Unruhen stattfinden würden, sollten weder Polizei noch Truppen zur Aufrechterhaltung der Ordnung herangezogen werden. Man begann zu verstehen, dass die Meutereien in Kiel und die Unruhen in Berlin doch etwas ganz anderes bedeuteten, als man der Presse zu sagen gestattet hatte.

Am 9. November, einem so herrlichen Tage als wäre es im Frühling, schloss sich auch Danzig der Revolution an. Die Strassen waren von festlich gekleideten Bürgern belebt; Soldaten und Matrosen fuhren in den Strassenbahnwagen hin und her; ein Aeroplan mit roter Flagge zog seine Kreise über der Stadt. Extrablätter und Maueranschläge erschienen in Zwischenräumen von wenigen Stunden. Die Zettel wurden den Verkäufern aus den Händen gerissen und wer einen ergattert hatte, wurde von der wissbegierigen Menge, in der Erwartung, dass man vorlesen sollte, umringt; etwas, das sich schlecht genug am Abend machen liess, da Strassenbeleuchtung kaum vorhanden war. Bis spät in die Nacht hinein wogte die Menschenmenge hin und her. Jedoch verlief der Tag vollkommen ruhig.

Am nächsten Tag machten alle Militär- und Zivilbehörden durch Zeitungen und Anschläge bekannt, dass sie sich der neuen Regierung

angeschlossen hatten. Das Zivilleben mit allen seinen Institutionen: Schulen, Strassenbahnen, Nahrungsmittelverteilung und was man dazu rechnen konnte, funktionierte wie sonst und hatte keinen einzigen Tag, bis zu meiner Abreise von Danzig am 5. März ausgesetzt.

Die neue Regierung gestattete uningeschränkte Rede-, Presse- und Versammlungsfreiheit. Kein Beamter durfte seiner Gesinnung wegen aus seiner Stellung entfornt werden, soweit er den Anordnungen der Regierung loyal nachkam. Gehalt, sowie Pensionsberechtigung wurde zugesichert und, meines Wissens nach, hat das staatliche und kommunale Kassenwesen nie versagt. Wie es mit den Arbeiter- und Soldatenräten in Danzig war, konnte ich nicht übersehen und will deshalb nicht weiter davon erzählen. Nur weiss ich, dass die Bekanntmachungen aller Behörden von einem Mitglied des Arbeiter- und Soldatenrates mitunterzeichnet waren. Der polizeiliche Sicherheitsdienst wurde durch die sogenannte Bürgerwache, bewaffnete Soldaten, besorgt, und ich habe die Erfahrung nicht gemacht, dass jemals unsichere und gefährliche Zustände in der Stadt herrschten. Polizei sowie Wache waren durch die weisse Armbinde leicht kenntlich und der Bevölkerung wurde mitgeteilt, dass sie Anordnung hatten, im Notfalle von den Waffen Gebrauch zu machen. Nur einmal habe ich Schüsse der Wache gehört und der Anlass war ein nächtlicher Ueberfall auf die Husarenkaserne in Langfuhr.

Die provisorische Verfassung gab jedem deutschen Bürger, gleichwie welchen Geschlechts, vom zwanzigsten Jahr ab die gleichen bürgerlichen Rechte. Der Wahltag zur Nationalversammlung wurde auf den 19. Januar festgesetzt und jetzt erst setzte die ungeheure Arbeit der politischen Aufklärung ein. Wie notwendig diese war, konnte man aus der Aeusserung eines sonst ganz gebildeten und vernünftigen Mannes schliessen, welcher äusserte, man könnte ja Hindenburg zum Präsidenten wählen. Wahlversammlungen wurden früh und spät abgehalten. Jeder Verein, ungeachtet seines früheren Zweckes, bemühte sich, seine Mitglieder auf die Höhe der Zeit zu bringen. Die organisierten politischen Parteien, die Mehrheitssozialisten, jetzt Regierungspartei, und das Zentrum sammelten alle Anhänger und arbeiteten unermüdet, um die jungen Genossen, die Frauen und die Angehörigen des Heeres aufzuklären. Andere politische Parteien schlossen sich zusammen oder es wurden neue gebildet. Konservative und Alldutsche bildeten die

deutsch-nationale Partei, die sich in Danzig sogleich durch eine masslose Polenhetze hervortat, die sehr bedauerlich war, denn die Stadt Danzig ist unzweifelhaft deutsch. Es war vollkommen überflüssig, immer und immer wieder zu schreien, dass sie deutsch bleiben müsse. Diese fanatischen Geberden haben höchstens den Fanatikern im polnischen Lager die Gelegenheit gegeben, eine Gegenagitation in Gang zu bringen. Viele Berufsklassen schlossen sich während der Wahlvorbereitungen zu Vereinen zusammen, um ihre Standesinteressen auch politisch zu wahren. Ich erinnere mich, dass ich einen sehr eindringlichen Aufruf zur Bildung eines Vereins von Offiziersfrauen sah. Man wünschte Frauen, Töchter und überhaupt alle weiblichen Angehörigen der Offiziersfamilien zusammenzuschliessen, weil gerade diesen, da ihre Männer dieses Berufes ja bisher auch ohne politische Rechte gelebt hatten, mehr noch, als anderen, die nötige Kenntnis politischer Art fehlte, und wie die Sachen damals standen, waren in ökonomischer Hinsicht schwere Zeiten für die Berufs-offiziere zu erwarten. Der Offiziersverein in Danzig legte seinen Mitgliedern warm ans Herz, sich politisch zu orientieren. Natürlich versuchten alle Parteien die Frauen unter ihre Banner zu bringen. Es gibt in Deutschland wohl eine Million mehr weibliche Wähler als männliche, und doch ist es noch fraglich, ob die politische Machtverteilung durch das Frauenstimmrecht, auch wenn es sich so verhält, verschoben werden kann. Wo auch eine solche Verschiebung beobachtet worden ist, glaube ich sicher zu sein, dass diese nach der konservativen Seite hin geschehen ist, was wohl dadurch zu erklären ist, dass eine ungleich grössere Anzahl von Frauen als von Männern immer etwas zum regieren gehabt hat (Kinder und Dienstboten). In vielen Fällen wirkt das Frauenstimmrecht natürlich nur, wie die berüchtigte Zusatzstimme im verunglückten preussischen Wahlrecht. In einer mir bekannten Familie erklärte die Frau: "Ich stimme, wie mein Mann es wünscht." In einer anderen Familie war der Mann konservativ, die Frau dagegen Mehrheitssozialist.

Es kam das Proporzwahlrecht zur Anwendung. Jede Partei stellte eine Liste auf und man wählte nach einer bestimmten Liste; jedoch konnten die Parteien ihre Listen kombinieren, so dass sich einer oder mehrere Namen auf beiden Listen befanden. Auf diese Weise hatte man die Sicherheit, dass der gewünschte Kandidat durchkam. In Danzig wurde jedem Wähler eine Karte zugesandt, auf welcher die Nummer seiner Wahlliste sowie das Wahllokal angegeben war.

Am Morgen des 19. Januars herrschte in Danzig gerade Frostwetter. Ein scharfer Wind fegte die Hauptstrassen herunter. Schon früh stand vor meinem Wahllokal, einem bescheidenen Wirtshaus, nahe meiner Wohnung, eine lange Reihe. Die Wahlverteilung war strassenweise vor sich gegangen. Auch ich stellte mich dazu und während wir eine Weile warteten und froren, beobachtete ich gerührt und voller Bewunderung, mit welchem Ernst und welcher Würde sich das Ganze abwickelte. Ich glaube, dass diese erste Ausübung des Wahlrechts im freien Deutschland jedem, der sie mitgemacht hat, unvergesslich bleiben wird.

In Danzig waren 7 Listen mit je 11 Kandidaten aufgestellt worden und demgemäss gab es 7 Vertreter der Parteien, die ihren Stimmzettel anboten. Wir alle hatten wohl bereits unsere Stimmzettel, die wir abgeschrieben oder aus der Zeitung ausgeschnitten hatten, in der Hand. Auch hatten die Parteien vielfach ihren Anhängern, oder denen, die sie werben wollten, solche zugesandt.

Das Zentrum hatte wohl jedem Katholiken Stimmzettel zugeschickt; ich erhielt einen von der deutschnationalen Partei.

Die Wahlen verliefen in Danzig, wie wohl auch mit wenigen Ausnahmen im ganzen Lande vollkommen ruhig. Schon am folgenden Morgen wurden einige der schon bekannten Resultate bekannt gegeben. Wahlvorstände und freiwillige Helfer hatten ihre Nachtruhe geopfert, um zusammenzuzählen. Die Opferwilligkeit des deutschen Volkes blieb immer sich selbst treu, und ich glaube, dass keiner, der gesehen hat, wie man die Wahlen zur Nationalversammlung vorbereitete und durchführte, darüber im Zweifel sein wird, dass das deutsche Volk in Zukunft sein Schicksal selber lenken wird. Und welches Volk eignete sich wohl auch besser dazu? Ein demokratisch regierter Staat fordert zweifellos durchschnittlich eine weit grössere Anzahl zuverlässiger und wohlunterrichteter Menschen als ein von oben her regierter und ich möchte wissen, wo in der Welt diese Forderung am besten erfüllt ist, wenn es in Deutschland nicht sein sollte?

Was die Mandatverteilung unter Männer und Frauen betrifft, so befand sich in Danzig je eine Kandidatin auf den Listen. Es wurden, soweit ich mich erinnere, mehrere Frauen gewählt. Die Demobilisation und das Zurückfluten der Millionenheere, das man unter der Voraussetzung eines glücklichen Ausganges des Kampfes und einer längeren

Uebergangszeit, bei welcher ein grosser Teil der Mannschaften noch unter den Fahnen verblieben, schon gefürchtet hatte, musste sich unter den veränderten Umständen in kürzester Zeit abwickeln. Man muss die Elastizität des deutschen Volkes bewundern, die diesen furchtbaren Stoss auffing. Die starken Unruhen, die sich später, wie auch jetzt noch an vielen Stellen abspielten, müssen wohl auch zum Teil als Wirkung des Zurückflutens dieser ungeheuren Menschenmassen anzurechnen sein. Denn leicht kann es nicht sein, nach jahrelangem Leben im Felde, im Kampf, bei Nichtachtung tausender Rücksichten und Gewohnheiten des zivilisierten Lebens in dieses zurückzukehren. Ebenso wenig leicht muss es gewesen sein, zu der Knappheit der Heimat, von welcher viele, die im Felde standen, noch nicht viel ahnten, zurückzukehren. In zwei mir bekannten Familien sahen die zurückgekehrten Söhne in den ersten Tagen mit missvergnügter Verwunderung wie die Brotscheiben mathematisch genau geschnitten in gleicher Anzahl einem Jedem zugeteilt wurden. Erst allmählich verstanden sie, dass jegliches Mehrnehmen einem anderen etwas raubte. Als die Soldaten früher auf Urlaub kamen, hatte man Wochen, ja sogar Monate im Voraus zusammengespart, gehamstert und, wo das Geld ausreichte, den Schleichhandel in Anspruch genommen. Ausserdem hatten Militärpersonen grössere Rationen als wir Anderen. Während der Demobilisation war z. B. die Fleischration der Danziger Kasernen 250 Gr. pro Tag, während die Zivilbevölkerung 250 Gr. pro Woche erhielt.

Der Schleichhandel ist ein Kapitel für sich und nicht leicht zu verstehen. Es scheint mir, dass der Zweck der Organisation des Lebensmittelaustausches war, jedem Menschen in Deutschland seine Minimalration, so weit es möglich war, zu sichern. Die Rationierung bezog sich auf Fleisch, Kartoffeln, Fett, die notwendigsten Kleidungsstücke, ferner auf die notwendigsten Materialien zu Hausbauten nebst Reparaturen und die Instandhaltung kleinerer Industriezweige. Die Mittel zur Sicherstellung des Minimums waren: Beschlagnahme, Lieferungspflicht und festgesetzte Höchstpreise. Wenn irgend eine Ware vom Staat oder der Kommune beschlagnahmt wurde, so bedeutete das nicht immer, dass sie sofort weggenommen wurde, auch nicht, dass man sie unentgeltlich abgeben musste, sondern das bedeutete etwas so etwas wie: zur Verfügung gestellt. Dem Besitzer wurde eindringlich in den Bekanntmachungen nahegestellt, die Ware "pflögsam zu behandeln". Jedoch es war ver-

boten, sie zu verwenden oder an andere als die beschlagnehmenden Behörden zu veräußern. Diese Beschlagnahme wurde angewandt, um zu verhindern, dass sich das Privatkapital der notwendigen Waren, wie z. B. Wäsche, Nähgarn, Baumaterialien bemächtigte, um sie dann später mit ungeheurem Gewinn zu verkaufen. Um diese beschlagnahmten Waren rationell zu verteilen, wurden dann Bezugsscheine eingeführt. Im Januar 1917 geschah es mit dem Schuhzeug. Schliesslich konnte man überhaupt kein Kleidungsstück mehr ohne Bezugsschein kaufen. Es wurden Listen aufgestellt, in welchen aufs genaueste der für Männer, Frauen und Kinder zulässige Höchstbestand an Kleidungsstücken angeführt war. Besass man ursprünglich mehr, ich nehme an, dass dies bei dem meisten der Fall war, so konnte man diese behalten, jedoch erhielt man einen Bezugsschein auf irgend ein Kleidungsstück nur, wenn man eidesstattlich versicherte, dass man durch diesen Einkauf den festgesetzten Maximalbestand an Kleidungsstücken nicht überschritt. Für Leute, die alte Kleider nicht gern trugen, war ein Ausweg geöffnet mit der Bestimmung, dass man ohne weiteres einen Bezugsschein erhielt, wenn man für das gewünschte Kleidungsstück ein ähnliches, jedoch noch völlig brauchbares ablieferte. Die abgelieferten Kleider wurden nach amtlicher Einschätzung bezahlt und an weniger begüterte Leute, jedoch auch nur gegen Bezugsschein verkauft. Privater Handel mit Kleidern und Schuhzeug war verboten. Der erlaubte Höchstbestand an Kleidungsstücken war sehr gering. Es waren erlaubt: 4 Hemden, 6 Taschentücher, 3 Handtücher, 1 Alltags- und 1 Sonntagsanzug und so weiter. Wer einen Winterüberzieher besass, durfte keinen Sommerüberzieher kaufen und umgekehrt. Um die heutigen Zustände mit den "guten, einfachen alten Zeiten" zum Vergleich zu stellen, brachte eine der Zeitungen das Verzeichnis der in Schillers Nachlass vorgefundenen Kleider. Ich erinnere mich, dass darin 27 Hemden aufgezählt waren. Diese Anzahl besaßen wir nun nicht mehr, jedoch war immer noch etwas da. Mit gutem Mut trugen wir nun alte Kleider, liessen sie ausbessern, färben und wenden, solange es nur ging. Da es kein Stopfgarn mehr gab, setzte man Flicker innen in die Strümpfe. Ein jedes der grösseren Warenhäuser und viele der kleineren Geschäfte übernahmen es, aus je 3 Paaren unbrauchbarer Strümpfe oder Socken, 2 Paar brauchbare herzustellen. Der Mangel an Nähgarn war überaus fühlbar, da es sich seit dem Winter 1917/18 nicht

mehr im Handel vorfand. Nur einmal ist im Sommer 1918 an die danziger Zivilbevölkerung eine kleine Rolle Maschinengarn geliefert worden. Die Näherinnen nahmen keine Arbeit an, wenn man sein Garn nicht selber mitbrachte. Was noch an Nähgarn vorhanden war, wurde in erster Linie für den Heeresbedarf verwandt, dann erst kamen die Fabriken, die Massenartikel für den Volksbedarf lieferten, an die Reihe. Die vielen Millionen der Zivilbevölkerung in der Heimat kamen, wie gewöhnlich, immer zuletzt dran. Für Getreide, Futtermittel, Kartoffeln, Fleisch, Butter, Eier bestand Lieferungspflicht. Das Abgelieferte wurde zum Erzeugerhöchstpreise bezahlt, um nachher ebenfalls zu Höchstpreisen an die Verbraucher abgegeben zu werden. War der Lieferungspflicht genügt worden, so durfte der Erzeuger, nachdem auch sein gesetzlich festgelegter Bedarf eingedeckt war, den Rest verkaufen, eigentlich wohl auch zu Höchstpreisen. Hier aber setzte nun der Schleichhandel ein und wuchs an im Laufe der Kriegsjahre, indem die Kriegswucherer, welche Geld wie Sand hatten, und von denen es leider Gottes zuletzt genügend gab, sowie die Leute, denen gut essen und trinken über Ehre und Gewissen geht, die Preise höher und immer höher trieben. Verführt durch die ungeheuren Preise, gerieten dann auch die Produzenten in Versuchung, die lieferungspflichtigen Bestände unter der Hand zu verkaufen, wie es bald mit Eiern und Butter geschah. Infolgedessen konnten die an sich schon sehr knappen Rationen auch nicht mehr geliefert werden, und man erlebte, wie wir in Danzig im Winter 1918|19, dass die Wochenrationen von 62,5 Gr. Butter jetzt nur jede dritte oder vierte Woche geliefert wurde und die Lieferung von 1—2 Eiern monatlich hörte vom September 1918 ab vollständig auf. Zum Vergleich der Höchst- und Schleichhändlerpreise will ich hier nur anführen, dass Butter zu 6 Mk. pro Pfund geliefert wurde, während der Schleichhandel 22 M. forderte. Dazu muss man sich vergegenwärtigen, dass wöchentlich (oder auch nicht) nur 62,5 Gr. geliefert werden sollte, während der Schleichhandel, wenn auch nicht unbegrenzt, so doch pfundweise lieferte. Der Höchstpreis für Eier war 30—40 Pfg., während der Schleichhandel pro Stück bis zwei Mark forderte.

Wie fühlbar der Ausfall eines Bestandteiles einer an sich schon knappen Ration war, wird man besser verstehen, wenn man weiss, woraus diese Ration bestand. Die Stadt Danzig lieferte seit Februar 1918 täg-

lich ein Pfund Kartoffeln und 250 Gramm Brot (aus Roggen und Kartoffeln zusammengemischt, aber gutes Brot), dazu kam 1— $\frac{1}{4}$ Liter Vollmilch für die kleineren, $\frac{1}{2}$ — $\frac{1}{4}$ Liter Magermilch für die grösseren Kinder. Wöchentlich gab es 250 Gr. Fleisch oder Wurst; die Butterration habe ich schon erwähnt. Wöchentlich erhielt man gewöhnlich auch $\frac{1}{4}$ Pfund Mühlenerzeugnisse oder Suppenmehl und alle 14 Tage $\frac{1}{2}$ Pfund Marmelade oder Kunsthonig. Ab und zu gab es etwas Kaffeeersatz und Bouillonwürfel und bisweilen einige Gramm Schokolade oder Kakes für die kleinen Kinder und alten Leute. Schon im Sommer 1918 wurden fleischlose Wochen reichlich eingelegt; diese fielen erst beim Waffenstillstand fort. Fisch wurde in langen Zwischenräumen nach Karten gleichmässig verteilt, oft nach Wochen oder Monaten in Mengen von $\frac{1}{2}$ Pfund und zuletzt zum Preise von 4—6 Mk. pro Pfund. Gemüse oder Obst blieben dem freien Handel überlassen, jedoch wurden Höchstpreise festgesetzt, die allmählich stiegen, denn sonst verschwand sofort alles vom Markte, wie wir es in einem Sommer erlebten, und Gemüse war, wie aus dem Verzeichnis der Wochenrationen ersichtlich ist, das einzige, das noch übrig blieb, um sich satt essen zu können.

Der Speisezettel der beiden letzten Jahre war, abgesehen von örtlichen und individuellen Variationen, in ganz Deutschland folgender: Morgens, eine aus Roggen- oder Suppenmehl in Wasser gekochte, möglichst dicke Suppe; dazu zwei dünne Scheiben Brot mit Marmelade oder Kunsthonig. Zweites Frühstück, in der Schule oder auf dem Arbeitsplatz: 4—6 Scheiben Brot mit demselben Aufstrich. Mittags und abends eine Suppe aus Mehl oder Mühlenerzeugnissen und dann ein gehäufter Teller von meistens Gemüse, Kohl aller Art, Mohrrüben, Brechbohnen oder Kohlrüben und dazwischen, wenn die Zeiten gut waren, Kartoffeln. Leider waren die Zeiten aber nicht immer gut. Im Winter und Frühjahr 1917 hat man in ganz Deutschland, da die Kartoffeln wegfielen (es gab nur 2—3 Pfund die Woche und dann oft wochenlang gar keine), Kohlrüben gegessen. Es gab keine andere Wahl; um satt zu werden, musste man sie essen und noch froh sein, wenn man genügend davon bekam. Im Frühjahr 1917 gab es viele Wochen hindurch nur 7 Pfund Kohlrüben pro Woche. 1—2 Mal gab es wöchentlich ein Stückchen Fleisch oder Wurst im Gemüse gekocht. Erst nach dem Waffenstillstand gab es

wieder Wurst mit Fett darin, wie einst früher. Während des Krieges war sie vollkommen entfettet und trocken.

Wohl die meisten Städte Deutschlands hatten vom Herbst 1916 an in grösserem Masstabe Volksküchen eingerichtet. Zweifellos wurden die vorhandenen Nahrungsmittel auf diese Weise am besten ausgenutzt. Die Volksküchen in Danzig lieferten im Dezember 1918 300.000 Portionen. Es waren dies keine Wohltätigkeitseinrichtungen, sondern man bezahlte einen angemessenen Preis. Das in ihnen verabreichte Essen war ähnlich, wie ich es vorher gescildert hatte.

Gesunde, ausgewachsene Menschen können bei solcher Kost natürlich ohne weitere Schädigung leben, ob aber der für heranwachsende Kinder notwendige Eiweissstoff in genügender Menge darin enthalten ist, bezweifle ich, da besonders die Milch zu oft wegfiel. Während des Krieges wurde in Danzig eine ungeheuer grosse Fabrik für Fischkonserven eingerichtet. Wohin diese jedoch versandt wurden, weiss ich nicht. Nach der Revolution wurde durchgesetzt, dass die grosse Ausbeute von Breitlingen aus der Danziger Bucht, die in Friedenszeiten der breiten Bevölkerung während Wochen und Monaten als Hauptnahrung dienten, den Einwohnern von Danzig wiederum zu Gute kamen. Die Konservenfabriken bilden ein Kapitel für sich und zwar ein sehr dunkles, denn man kann dabei die Worte Kriegsgewinn und Kriegsgewinnler nicht unerwähnt lassen. Alles wurde konserviert, sogar die berühmte Steckerübe, um dann wieder zu Wucherpreisen auf dem Markte zu erscheinen. Obst wurde beschlagnahmt, so dass selbst in reichen Obstgegenden nichts zu kaufen war, und — konserviert. Man wurde getröstet, dass man später Marmelade erhalten würde; jedoch war die Lieferung knapp und nicht immer einwandfrei und man begann zu fragen, wo denn alles bliebe. Wurden vielleicht teure Fabrikate für den Schleichhandel daraus hergestellt? Fanden die Waren vielleicht den Weg nach dem Auslande?

Viel Geld sammelte sich in nicht eben saubersten Händen und man war genötigt zu verbieten, denen Grund und Boden zu verkaufen, die sich nicht schon vor dem Kriege mit Ackerbau beschäftigt hatten.

Der Wert des Geldes sank und die Preise wurden bereits abenteuerlich. Ein Vorhemd kostete 30 Mark, 1 Meter weisser Blusenstoff 27 Mk., ein Paar lange Kinderstrümpfe (Winter 1917) 7 M., Damenstrümpfe aus Wolle 13 Mark. Im Winter 1918 kosteten dünne, baumwollene Damen-

strümpfe 20 M., wollene gab es nun schon nicht mehr. Sogenannte Kriegsstrümpfe und Socken waren billiger, etwa 3—6 M. Sie sahen aus, als ob sie aus Kratzwolle vermischt mit Baumwolle verfertigt waren und wurden nur, wie auch alles andere, gegen Bezugsschein abgegeben. Strickwolle kostete, als man sie noch frei kaufen konnte, 20—40 M. pro Pfund. Stoffe für Kleiderfutter gingen zuerst aus. Schon vor der Einführung der Bezugsscheine kostete ein Meter gewöhnliches Futter 20 bis 30 M. Später war überhaupt nichts mehr zu erhalten. Da die Preise auf 400—800 M. für ein Kleid stiegen, liessen sich die Damen vielfach Kleider aus wollenen Gardinen und Tüchern arbeiten, als Futter wurden dann Handtücher oder ähnliches verwendet; jedoch gingen selbst in den am besten versorgten Haushalten die Vorräte aus. Dazu kam auch noch, dass das Nähgarn fehlte, so dass Umarbeitungen schon aus diesem Grunde beschränkt werden mussten. Seide war bezugsscheinfrei, kostete aber 60—80 M. pro Meter. Auch feine weisse Kragen und ähnliches bekam man ohne Schein. Ein gewöhnlicher breiter Kragen aus Glasbattist kostete 15 M.

Seit Frühjahr 1917 war keine Fussbekleidung mehr zu bekommen. Es begann damit, dass es für Reparaturen kein Leder mehr gab. Kein Schuhmacher nahm solche an. Viele Städte liessen in grossen Werkstätten Holzsohlen, von grossen Fabriken geliefert, als Sandalen verarbeiten, damit die arbeitende Bevölkerung, wie die Kinder aller Gesellschaftsklassen nicht barfuss zu gehen brauchten. Später wurden dann Stiefel zum Teil aus Leder, teils aus hellem oder dunklem Segeltuch hergestellt. Anfangs mit dicken Holzsohlen, später mit biegsamen, die in Aeroplanfabriken ähnlich den Tragflächen der Flugzeuge angefertigt wurden. Ich habe selbst ein Paar Stiefel mit solchen dicken Holzsohlen besessen. Sie waren in einem grossen Schuhwarengeschäft in München gekauft, kosteten 16 Mark und waren sehr bequem zu tragen, sowie nicht zu schwer. Jedoch bin ich Holzschuhen gegenüber vielleicht keine einwandfreie Richterin, denn ich bin während meiner Kindheit in solchen gelaufen, da sie in meiner Heimat immer benutzt werden. Die Kinder trugen diese Holzstiefel sehr gern und die Mütter waren froh, dass es welche gab, denn es wäre wirklich kein erfreulicher Anblick gewesen, die Kinder im Herbst und gar im Winter barfuss umherlaufen zu lassen. Dass der Vorrat an Kleidern und Lederstiefeln für die Zivilbevölkerung

so furchtbar knapp war, beruhte wohl zum Teile darauf, dass grosse Mengen für den Heeresbedarf für die kommenden Kriegsjahre gesammelt wurden. Als der Krieg aufhörte, fing man an, das Bezugssystem abzubauen, jedoch fielen die Preise dadurch keineswegs. Ich erinnere mich noch, dass ich bei meiner Abreise von Danzig 1.80 M. für ein Paar Schnürsenkel und 15 M. für ein Paar ganz einfache, gewobene Handschuhe bezahlen musste. Alle anderen Waren, soweit sie noch vorhanden waren, waren auch teuer und knapp. Eine gewöhnliche Fayance-untertasse kostete 60 Pf., ein Teller 1.25 M. Eine kleine Emaillewanne kostete 28 und ein Eimer 7—15 M. Für Leute, die einen Hausstand gründen wollten, waren keine Möbel oder nur solche zu unerschwinglichen Preisen (3000 M. für eine einfache Wohnzimmer Einrichtung) vorhanden. Der Magistrat in Danzig liess einfache Hauseinrichtungen, bestehend aus Schlaf- und Wohnzimmer Einrichtung sowie Küchenmöbel anfertigen und zum Verkauf stellen. An den Preis erinnere ich mich nicht mehr so genau, doch war er hoch über den früheren Kosten. Wenn jemand Möbel verkaufen wollte, musste man sie zuerst dem Magistrat anbieten, und was dieser nicht haben wollte, durfte dann erst in den freien Handel kommen. Infolgedessen sah man Zeitungsanzeigen die magistratsfreie Möbel anboten.

Man wird verstehen können, dass bei solchen Preisen selbst die ungewöhnlich hohen Arbeitslöhne nicht hinreichten und dass trotz aller Teuerungszulagen die festbesoldeten Beamten und Angestellten jetzt sicherlich in sehr schlechten ökonomischen Verhältnissen sich befanden. Für die vielen Tausende, die ihre Spargelder aus patriotischen Gründen oder auch den Siegesversprechungen vertrauend, in Kriegsanleihen angelegt haben, ist es eine schwere Zeit. Die Mittel für die Erziehung der Kinder, die Ersparnisse, die ihnen einen von Geldsorgen freien Lebensabend bereiten sollten, sind doch keinesfalls sichergestellt. Die Bauern hingegen, grosse wie kleine, sowohl alles, was sich Händler nennt, sind durch die hohen Preise schadlos gehalten worden und man hört von dieser Seite nie Knagen.

Was den Verkehr anbetrifft, so waren Bahnen sowie Strassenbahnen stark überfüllt. Trotzdem spielte sich der Verkehr stets ohne Zwischenfälle ab. Zuerst wurden so und soviel Stehplätze pro Wagen gestattet, später jedoch sass und stand alles, was nur hineingepresst werden konnte.

In den Eisenbahnen konnte kein Apfel mehr auf den Boden fallen, überall sassen und lagen Menschen. Die beurlaubten Soldaten reisten ja oft wochenlang, um von den entfernten Fronten nach Hause zu kommen und es galt, keinen Zug zu verlieren, um den geringen Urlaub nicht unvorhergesehener Weise zu verkürzen. Ab Frühjahr 1918 wurde das Reisen sehr erschwert. Der Zivilbevölkerung wurde es als patriotische Pflicht auferlegt, so wenig als möglich zu reisen. Zuerst fielen alle Sonn- und Extrazüge fort, nachher auch noch viele andere. Als ich Danzig verliess, verkehrte nur ein einziger Zug täglich nach Berlin im Verhältnis zu 6—8 Zügen in Friedenszeiten und in den nächstfolgenden Wochen sollten die Züge bis auf 2—3 wöchentlich beschränkt werden.

Die gewohnte Form der Geselligkeit hörte nach und nach auf. Wo man auf Rationen lebt, kann es ja auch nicht anders sein. Wenn man etwas Mehl gespart oder gehamstert hatte, dann wurde wohl einmal ab und zu ein Kriegskuchen gebacken und die Freunde konnten zu einer Tasse Kaffeersatz eingeladen werden, denn wirklichen Kaffee oder Tee hatte man ja längst nicht mehr. Eine Art Erdbeerblätterttee war sehr wohlschmeckend, auch wurde eine Art Kräutertee, die man in den Geschäften kaufen konnte, vielfach getrunken.

Die nicht wehrfähige, männliche Bevölkerung wurde zum sogenannten Hilfsdienst herangezogen. Die Frauen waren nicht hilfsdienstpflichtig, traten jedoch überall da ein, wo die Männer fehlten. Ein grosser Teil der durch das Karten- und Bezugsscheinsystem verursachten Riesenarbeit bei der Nahrungsmittelverteilung wurde von Frauen bewältigt. Auch wurden sie Strassenbahnschaffnerinnen, späterhin Wagenführer. Die Eisenbahnverwaltung beschäftigte Frauen als Streckenarbeiter, Zugpersonal, als Unter- und höhere Beamte. Damen der Danziger Bürgerschaft versahen den Aufwartedienst in den Speiseshallen, eine unbesoldete und sehr anstrengende Arbeit. Tausende von Frauen waren Krankenpflegerinnen, taten in den Etappen und besetzten Gebieten Dienst. Wer daran Interesse hat, für den sei erwähnt, dass für Frauen eine der Männerkleidung ähnliche Arbeitstracht eingeführt wurde, und zwar namentlich für solche, die durch die Rockkleidung, wie z. B. die Eisenbahnschaffnerinnen, in Gefahr liefen. Sie bestand aus mässig weiten, am Knie anschliessenden Beinkleidern, Schnürstiefeln, Wickelgamaschen und aus einer nicht allzulangen Jacke. Dazu eine Mütze, wie sie die Brief-

träger tragen. Diese Kleidung ist bequem, für die grosse Mehrzahl unauffällig, für kräftig gebaute Frauen sehr kleidsam. Auch in den Kriegsbetrieben aller Art, Munitionsfabriken arbeiteten die Frauen, zuletzt auch in den Mechaniker- und Schmiedewerkstätten.

Eine sehr erfreuliche Begleiterscheinung des Kriegszustandes war, dass die Trunksucht verschwand. Es gab eben keinen Alkohol, keinen Schnaps und sehr wenig Bier. Der berühmte Kräpeln berichtete im Frühjahr 1918 in seinem Jahresbericht über die Trinkerinnenheime in Bayern, dass man diese Institute zu anderen Zwecken verwenden konnte. Deliristen gab es einfach nicht mehr. In Danzig, wo in Friedenszeiten eine jede Strasse eine Destillation aufweisen konnte, die vom Morgen bis zum Abend von jungen Lümmeln und alten Säufern belagert waren, habe ich in diesen Jahren nur einmal einen betrunkenen Kerl gesehen. Trotz der Kriegsnot und der teureren Zeiten reichte das Geld der Arbeiterfrauen, weil eben nicht 70—80 %, wie sonst, in die Wirtschaften getragen wurde. Es scheint nun doch, dass sich allmählich die Auffassung Bahn bricht, dass die gewohnheitsmässige Alkoholvergiftung etwas zum mindestens ganz Ueberflüssiges und ebensowenig eine speziell männliche, und noch weniger eine speziell germanische Tugend ist.

Ich habe schon erwähnt, dass im Heere ganz andere Rationen, als in der Heimat, verteilt wurden, aber auch im Hinterland wurde ein Unterschied merklich, da Schwer- und Schwerearbeitern, d. h. den Leuten in der Metall- und Kohlenindustrie besondere Zuweisungen von Lebensmitteln, wie Brot und Kartoffeln, besonders von Fleisch und Fett, gemacht wurden. Dazu gab die Landbevölkerung von jeder Schlachtung freiwillig etwas ab, fernerhin kauften auch die Fabriken im Schleichhandel grosse Mengen von Lebensmitteln für ihre Arbeiter.

Vom Hamstern habe ich bereits gesprochen. Darunter versteht man die Beschaffung von Lebensmitteln bei Familienangehörigen oder Freunden auf dem Lande oder auch das Aufkaufen bei solchen Exkursionen. Die Preise wurden aber sehr bald von gewerbsmässigen Hamstern in die Höhe geschraubt, die dann ihre Beute zu Phantasiepreisen in den Grosstädten absetzten. Für bescheidene Leute kamen die besseren Zeiten wieder, als der Tauschhandel wieder einsetzte. Die Bauernfrauen wollten lieber Wäsche und Kleider für sich und ihre Kinder als Geld für ihre Lebensmittel haben und die Hausfrauen der Städte durchsuchten ihre spärlichen Bestände nach Tauschobjekten.

Durch alle die Kriegsjahre hindurch haben die Schulen ihre Pforten nicht geschlossen. Für die im Felde stehenden Lehrer wurde durch Lehrerinnen, teilweise auch durch Hochschulprofessoren Ersatz geleistet. Bald kamen die sogenannten "Kohlenferien", die den Unterricht für eine immer länger andauernde Zeit unterbrachen. Jedoch reichten deswegen die Kohlen immer noch nicht aus. Die Kinder, obwohl man sie bereits öfters schon für eine oder die andere Sammlung herangezogen hatte (wie z. B. U-Bootspende oder Ludendorffspende für die Invaliden), wurden nun stärker ausgenutzt, um Haushaltsabfälle aller Art zusammenzubringen. Alle Reste wollener und leinener Stoffe, alte Stiefel, Filzhüte, Metallabfälle, Frauenhaare für Treibriemen, alles brauchte man, es ging eben dem Ende zu. Dann wurden die Kinder unter der Aufsicht der Lehrer ausgesandt, um Laubheu zu sammeln. In den Wäldern wurden die Blätter der unteren Zweige abgestreift, in Säcke gepackt, um nachher mit Melasse gemischt und in Ballen gepresst als wertvolles Futtermittel zu dienen. Im Herbst darauf sammelten die Kinder wochenlang Bucheckern. Diese wurden von den Fabriken mit 60 Pf. für das Kilo bezahlt und ausserdem wurde den Sammlern für jedes eingehändigte Kilo 30 Gr. des daraus gewonnenen Bucheckernöles zum Vorzugspreise von 15 M. das Kilo geliefert. Die Schulbehörden leiteten das Einsammeln, bezahlten und verschickten die gesammelten Bucheckern und verausgabten die Bezugsmarken für das Oel. Jedermann wurde aufgefordert, mitzuhelfen. Die Gemeinden schickten Sammler aus, denen man sich anschliessen konnte; jedoch konnte man es auch auf eigene Faust tun und jeder öffentliche oder private Wald stand zu diesem Zwecke offen. Das daraus gewonnene und im Winter ausgeteilte Oel war sehr gut, klar und vollkommen geschmacklos. Im Oktober, anschliessend an die Oktoberferien, trat eine heftige Grippeepidemie auf. Aus diesem Grunde wurden die Schulen drei Wochen geschlossen und dann gegen Ende November in Beschlag genommen, um die Truppen von der Demobilisation ab bis zur Entlassung darin einzuquartieren. Erst gegen Ende Januar 1919 wurden die Schulen nach erfolgter Desinfektion wieder geöffnet.

Ursprünglich war beabsichtigt, die zurückflutenden Truppen in Bürgerquartiere zu legen und wir alle hatten uns schon darauf eingerichtet. Man sah jedoch davon ab, da die Bevölkerung durch Krankheiten, Einschleppung von Ungeziefer etc. einer zu grossen Gefahr aus-

gesetzt worden wäre. Die Entlausung der zurückflutenden Truppen, die so notwendig war, um Epidemien von Flecktyphus zu vermeiden, wäre ja bei normalen Umständen ausserhalb der Grenzen Deutschlands erfolgt. Ueber die Grenze im Osten, sei es Front oder Etappe, konnte keine Person zurückkommen, die keinen Entlausungsschein mit dem entsprechenden Datum verweisen konnte, ebenso konnte man ohne ein solches im besetzten Gebiet keine Schnellzugsfahrkarte lösen. Das übereilte Zurückfluten der teilweise schon aufgelösten Truppenteile machte eine Entlausung bei der Demobilisation unmöglich und man war deshalb in der Heimat bestrebt, die Sache in Ordnung zu bringen. Grosse, vom Arbeiter- und Soldatenrat unterzeichnete Anschläge machten es den Soldaten zur dringenden Pflicht, sich entlausen zu lassen, ehe sie in den Schooss ihrer Familie zurückkehrten.

Die zurückkehrenden Truppen haben wir als Helden empfangen. Wir haben mit der roten und der Reichsflagge geflaggt. Wir haben ihnen zugejubelt und ihnen Blumen in die Gewehr- und Kanonenmündungen gesteckt. Deutschlands Fluren sind von des Krieges wilder Flamme verschont worden. Nicht haben unsere Truppen uns vor Not und Entbehrung schützen können, aber die russische Walze hatte uns nicht zermalmt und der blinde Hass des westlichen Gegners hatte sich nicht in unserer Heimat entladen können. Die Truppen hatten das Menschenmögliche getan, um unser Land davor zu retten. In den Wochen der Rückkehr unserer Heere waren die entlegensten Strassen im entlegensten Städtchen geschmückt gewesen. Und wie oft haben unsere Gedanken unsere Heldentruppen begleitet. Während der Schlachten, im Stellungskrieg, bei den Zeppelifahrten nach England und wenn wir von der "Emden", der "Möve" und den U-Booten hörten. Wir waren stolz auf unsere mutigen Flieger, über die Siege Immelmans und auf Richthofens Jagdstaffel. Als Immelmann fiel, schrieben seine Mutter und Schwester in der Todesanzeige, dass sie keine Trauer für ihren Helden anlegen würden; sie wünschten nicht bedauert zu werden, sie waren stolz und froh, dem Vaterlande ihr Köstliches geopfert zu haben. Als Richthofen fiel, trauerte ganz Deutschland, von seinen besten Männern bis zum unnützeften Lausbübchen, von den Frauen seines Standes bis zur Reinemachefrau im Institut herauf.

Wie haben wir in den Nächten der Champegneschlacht dem Kano-

nendonner aus Frankreich kommend gelauscht, und wie hat sich das flandrische Artilleriefeuer in unser Gehirn gehämmert, da ja doch die Granaten unsere Söhne und Brüder zerfetzten. Auch unserer Gefangenen haben wir gedacht und versucht, sie mit Worten oder Gaben zu erreichen, um ihnen verstehen zu geben, dass wir von ihren Opfern nicht gering dachten.

* * *

Wenn man den Herbst und Winter des Jahres 1918 in Deutschland verlebt hat, so kann man nicht umhin, eine Erscheinung zu erwähnen, die einen recht sonderbar anmutet. Wie ich schon vorher einmal erwähnte, waren zwischen "ordentlichen" Leuten, wenn man so sagen darf, die gewöhnlichen Formen der Geselligkeit geschwunden. Zugleich mit dem grossen Reichtum, der sich allmählich in gewissen Kreisen ansammelte, kam eine Genussucht auf, deren Trieb im umgekehrten Verhältnis mit den zu ihrer Befriedigung vorhandenen Mitteln stand. Um das Vergnügen zu geniessen, das Geld auszugeben, wurden die kostbarsten Sachen gekauft, wie: seidene Kleider, Pelze und Juwelen. Dass man von der Regierung aus dem Güterkauf entgegentreten musste, habe ich schon früher erwähnt. Je länger der Krieg dauerte, um so üppiger blühte das Wirtshausleben auf. Konzertsäle, Theater und Kinos waren immer voll. In den beiden letzten Jahren hatte man auch bei guten, ernstesten Leuten, deren Söhne auch im Felde standen, obwohl auch täglich, ja stündlich die Nachricht vom Tod und Verderben eintreffen konnte, gestattet, dass die Töchter und deren Freundinnen Tanzkränzchen abhielten! Männliche Jugend, die eben herangewachsene, die aus dem Felde ausgesonderte und die Urlauber, war immer vorhanden. Während der Demobilisation nahm diese Tanzwut Formen an, die recht ernste Proteste hervorriefen; trotzdem änderte sich das Bild nicht. Während die Waffenstillstandsverhandlungen keine Erleichterungen, sondern immer mehr neue Lasten für Deutschland brachten, hat seine Jugend getanzt. Es war wie eine Rausch. Von jeder Wirtschaft, von den grossen Kurhäusern, wie die um Danzig herum liegenden Bade- und Luftkurorte genannt werden, bis zum kleinsten Gartenrestaurant hinunter wurde Tag für Tag in den Zeitungen angezeigt: Tanzkränzchen. Wenn man des Nachmittags

die Hauptstrasse hinunterging, so begegnete man der aufs beste herausgeputzten Jugend, die sich zum Tanze begab. In irgend einer Weise muss dies eine Reaktion auf den schweren Druck der Zeiten gewesen sein.

Diesen Tanzkränzchenanzeigen schlossen sich andere an, die eine ebenso erstaunliche Erscheinung illustrierten. Während des Verlaufes der Demobilisation suchten immer mehr Regimenter und Truppenteile in den Zeitungen nach Leuten, um ihre Bestände wieder aufzufüllen. Man suchte Truppen zum Grenzschutz, gegen die Polen, zur Aufrechterhaltung der Ordnung u.s.w. Es wurden mit anderen Worten Soldaten angeworben. Es wurde ihnen gute Verpflegung, Soldatenlöhnung und 5 Mark Zulage täglich gegeben. Sie wurden auf die Regierung verpflichtet. Wenn in diesen letzten Monaten von Regierungstruppen die Rede ist, dann sind es diese angeworbenen Leute. In dem neuen Wehrgesetz werden eben diese Freiwilligenkorps als Grundstock für das Uebergangsheer bezeichnet. Das grosse Unglück für Deutschland in und nach der Revolution ist, wie schon gesagt, dass sein intelligentes Bürgertum keine politischen Kenntnisse besitzt. Es ist zweifellos, dass die Revolution weder durch ausländisches Geld erkaufte, noch durch Verhetzung gewisser Schichten des Volkes gekommen ist, sondern als logische Folge, weil das alte System absolut versagt hat. Auch mit der geringsten Geschichtskennntnis weiss man doch, dass verlorene Schlachten eine Aenderung in der Besetzung der höheren Kommandostellen eines Heeres zur Folge haben und dass eine erfolglose Politik leicht einen Wechsel der Regierungsform herbeiführt. Wahrscheinlich wäre eine derart heftige Diskontinuität, ein so jäher Sprung, wie ihn die Revolution mit ihren Konsequenzen darbietet, nicht erfolgt, wenn man rechtzeitig, z. B. vor einem Jahr, sich zu sehr starken, nach links orientierten Reformen entschlossen hätte, denn was Max von Baden einleitete, kam schon zu spät. Dass das deutsche Volk in seiner Mehrheit monarchisch gesinnt ist, wie man das vielfach in den Kreisen des intelligenten Bürgertums behaupten hört, scheint mir nicht mit den Tatsachen übereinzustimmen. Schon bei der Jahrhundertfeier in Leipzig im Jahre 1913 musste es doch einem jeden auffallen, dass das Volk und die Fürsten ein jeder für sich feierten. Und wer die Revolution mit angesehen hat und in den letzten Jahren in Deutschland mit offenen Augen und Ohren gelebt hat, gibt auf die «Treue zum angestammten Herrscherhaus» nicht viel, denn im Volke existiert diese

nicht. Dass es den Berufsoffizieren, dass es den Tausenden von Militär-anwärtern unangenehm ist, mag wohl sein, aber ich meine, dass das deutsche Bürgertum, wenn es erst einmal so weit kommt, dass es endlich versteht, wie notwendig es ist, politisch mitzutun, und nicht immer den anderen, die oben oder unten sitzen, das Regieren zu überlassen, dass es dann einmal einen guten, modernen Staat bilden und sich zu einem wirklichen Volk entwickeln wird.

Vom Kaiser ist während des ganzen Krieges wenig die Rede gewesen. Der Heerführer war Hindenburg, der sich auch unter den politischen Stürmen als ein Mann ersten Ranges erwies. Als die politischen Wellen in Berlin am höchsten schlugen, reiste der Kaiser plötzlich weg. Dass er nach dem Grossen Hauptquartier gegangen war, erfuhr man erst nachher, ebenso, dass Hindenburg ihm gesagt hatte, dass das Heer wohl gegen den Feind, jedoch nicht gegen die Heimat verwendet werden konnte.

Und was geschah dann? — — — Nun, über diesen Punkt habe ich keine eigene Meinung. Vielfach hat man die Auffassung, dass der Kaiser aus Furcht um sein Leben das Land der «Treue zum angestammten Herrscherhaus» verliess. Dass er aus dem Grunde wegging, um den Bürgerkrieg nicht zu entfachen, war, wie die Verhältnisse lagen, einfach ein Ding der Unmöglichkeit, denn zu einem solchen ist die Partei, die die Rückkehr der Hohenzollern auf ihr Programm setzen könnte, zu klein, wie man es ja auch an dem Ergebnis der Wahlen zur Nationalversammlung späterhin gesehen hat. Ich möchte hier nur auf das grosse Interesse aufmerksam machen, das offenbar Deutschlands Feinde daran haben, eine jegliche Aeusserung zu verbreiten, die von dieser reaktionären Minderheit stammt, um den Eindruck hervorzurufen und festzuhalten, dass in den Richtlinien für Deutschlands innere Politik kein Wechsel stattgefunden habe. Es scheint nicht zufällig zu sein, dass die Nachrichten aus Deutschland beinahe nie über Aeusserungen der grossen Partei der Mehrheitssozialisten referieren, ausser, wenn es notwendig ist, um politische Vorfälle zu verstehen. Immer und immer wieder wird berichtet, was die «Deutsch-Nationalen» (d. h. die Konservativen und ihre Untergebenen, die «Alldutschen», die die kleinste der Minderheiten repräsentieren), tun und sagen. Ganz andere Fragen beschäftigen die Gemüter seit der Revolution. Es galt nun, die Wahlen zur Nationalversammlung durchzusetzen, damit es Deutschland nicht wie

Russland erginge. Es handelte sich darum, dass die Versammlung auch nachher tagte, dass ein vorläufiges Wehrgesetz angenommen wurde u.s.w. Nur von der Ferne aus gesehen, könnte man von der Vorstellung befangen gewesen sein, als ob die Möglichkeit eines Widerstandes des alten Regierungssysteme " gen die revolutionäre Bewegung bestanden hat. Man hat in Deutschland nicht willentlich revolutioniert, sondern sich der Revolution, die an mehreren Punkten ausbrach, angeschlossen.

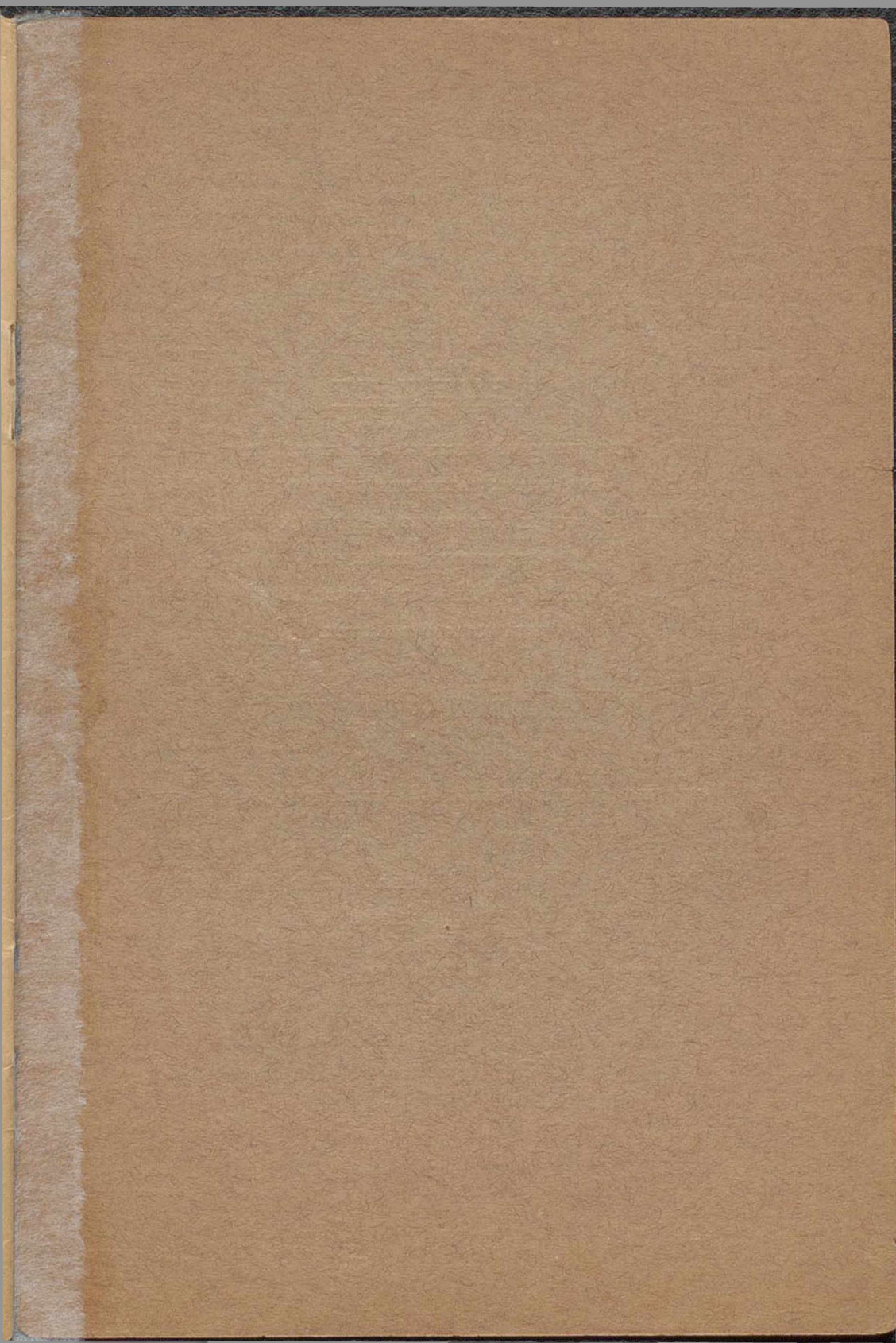
Ueber die Schülerräte möchte ich hier doch noch einige Worte sagen. Das preussische Kultusministerium teilte den höheren Schulen mit, dass es wünschte, die Schüler, die die Grenze des schulpflichtigen Alters bereits überschritten hatten, darüber abstimmen sollten, ob sie die Einführung solcher Räte wünschten und gab sowohl die Form für diese Abstimmung, sowie für die der Räte an. Ich habe die Sache in der Weise aufgefasst, dass man die Jugend in dieser Weise mit dem Gedankengang vertraut machen wollte, den sie als Bürger des Staates haben sollten. Die Schülerräte wurden vielfach abgelehnt, da in den Schulen schon oft ähnliche Ausschüsse eingerichtet wurden, so z. B. auf der höheren Schule in Danzig, mit der ich in Verbindung stand. Ebenso wurde vom Kultusministerium verfügt, dass der Religionsunterricht für Schüler, die die schulpflichtige Altersgrenze überschritten hatten, ein wahlfreies Fach wurde. Demnach wurde die Volksschule von keiner dieser Anordnungen berührt.

Einige Worte über die Schwierigkeiten des täglichen Lebens möchte ich gern hinzufügen. Seit Jahren gibts in Deutschland weder Seife noch Soda, keinen Firniss, Kitt, keine Farben, kein Leinöl, Terpentin und Leim, keinen Siegellack und Bindfaden. Gegen Marken wurde jeden Monat ein Stückchen sogenannter Kriegsseife geliefert. Es bestand aus viel Thon und sehr wenig Seife und kostete 30 Pf. Eine Menge des Wäschebestandes wurde in den ersten Kriegsjahren ruiniert, da die Fabrikation von Seife und Seifenersatz ohne jegliche Kontrolle war. Ab 1916 durften nur noch staatlich kontrollierte Fabrikate verkauft werden, jedoch war alles ziemlich schlecht. Seife ist nun einmal das einzig Wahre, aber sie wird aus Talg, Oel und Fetten aller Art gewonnen, und diese waren eben nicht vorhanden. Selbst für die Ersatzmittel fehlten schliesslich auch die Rohmaterialien. Ich selbst kann mir ein Urteil darüber gestatten, da ich selbst damals in dem chemischen Laboratorium einer

Fabrik gearbeitet habe. Ein Kitt, der bei Regenwetter an den Fenstern herunterläuft, ein flüssiger Ersatzleim, der das Papier oder Leder, das damit geklebt wird, in Staub verwandelt, ist nicht das Rechte. Leim gab es nur auf Bezugsschein und man erhielt ihn nur, wenn man nachweisen konnte, dass der Leim für Heereslieferungen oder ähnliches gebraucht wurde. Der Preis war 15 M. pro Pfund und die Qualität war schlecht genug, jedoch es war wirklicher Leim. Papierenen Kriegsbindfaden konnte man zu einem Preise von 7—15 M. für je ein grösseres Knäuel erstehen. Wie gesagt, waren alle Preise unglaublich hoch und immer mehr wuchsen die Schwierigkeiten. Ueberall im Lande herrschte die grösste Wohnungsnot, da ja jahrelang nichts gebaut worden war. Jeder verfügbare Raum wurde zu Wohnzwecken ausgenutzt und sogar die Schulen als Notunterkommen benutzt. Um eine Dreizimmerwohnung zu mieten, die als frei bekannt gemacht wurde, kamen 150 Bewerber an. Bereits im ersten Kriegsjahr war der Mangel an Kleingeld fühlbar, später auch an grösserem Geld. Danzig gab zuerst 10 und 50 Pf.-Scheine und im letzten Winter solche zu 5 und 10 M. heraus. Dieses städtische Geld galt nur im Stadtbezirk, wurde von allen städtischen und staatlichen Kassen angenommen und musste von allen Geschäften angenommen werden. In Hamburg habe ich einen 20 Mark-Schein städtisches Geld gesehen. Eine süddeutsche Stadt hatte einen Geldschein herausgegeben, dessen Bild die Episode einer früheren Belagerung der Stadt darstellt. Man sieht, wie die belagerten Bürger oben auf dem Wall den Feinden die wohlgenährte Person der Frau Bürgermeisterin in recht eigentümlich dekollektiertem Zustande vorführen, damit diese die Erfolglosigkeit ihres Aushungerungskrieges einsehen sollten. Die gute Laune ging halt den Deutschen trotz des Ernstes und der Bitterkeit der Zeit doch nicht aus.

Zum Schlusse möchte ich die verehrten Leser bitten, das, was ich hier erzählt habe, nur für das zu nehmen, was es wirklich ist, nämlich Widerschein der Begebenheiten in meinen Gedanken, und besonders bitte ich, meine politischen Auseinandersetzungen nicht als die Meinungen der einen oder der anderen Partei zu betrachten.

La Plata, am 31. Mai 1918.



NEUE ZEIT

IST EINE FORTSCHRITTLICHE ZEITSCHRIFT,
DIE KEINEN PARTEIZWECKEN DIENT.
STUETZEN SIE ALS MODERNER MENSCH EIN SOLCHES
UNTERNEHMEN, INDEM SIE
DIESELBE BESTELLEN UND UNTER IHREN
BEKANNTEN VERBREITEN.

BEZUGSPREIS: 3 \$ FÜR 12 NUMMERN
6 \$ „ 24 „

GELDSENDUNGEN UND KORRESPONDENZ BITTE ZU RICHTEN AN:

A. E. GROSS.
CASILLA CORREO 228.
BUENOS AIRES.